

waren sie schon hier? Wie weit waren sie gelaufen, um hier anzukommen? Und weshalb? Bedeutete es wirklich, in Sicherheit zu sein, wenn man fern seiner Angehörigen und seiner Heimat auf einem Teppich aus gefrorenem Sand hockte?

Ich spürte die Wut in mir aufsteigen. Mein Zorn schwoll regelrecht an, auf meine Eltern, auf Leonor, auf ich weiß nicht was, ein Knäuel aus Hass wuchs zusehends in meinem Bauch. Ich glaube, in diesem Augenblick begriff ich es: Nein, es war nicht nichts, nein, es war nicht »mal eben« und auch nicht vorübergehend. Nein. Mein ganzes Leben, das begriff ich, würde mit der roten Tinte dieser wenigen Tage geschrieben werden.

Das Rote Kreuz kontaktierte *tío* Pepe. Um das Lager verlassen zu dürfen, musste ein französischer Einwohner bestätigen, dass er oder sie den oder die Geflüchteten bei sich aufnehmen konnte. *Tío* Pepe erklärte sich dazu bereit, und wir stiegen in den Zug nach Narbonne. Heute bereue ich es. Ich hätte bleiben sollen. Als wir das Lager verließen, hatte ich das Gefühl, ich würde all jene, die dort festsäßen, im Stich lassen. Wäre ich geblieben, hätte ich helfen, mich beteiligen, pflegen, kämpfen können. Ich hatte mich entschlossen, den Anweisungen meiner Eltern zu folgen, meine Haut zu retten, mich zu unterwerfen. Die Scham ließ mich die ganze Fahrt über nicht los, und sie verscheuchte die Freude, die sich in mein Herz schlich bei der Vorstellung, dass ich ein echtes Dach über dem Kopf bekommen würde, an einem uns freundlich gesinnten Ort. Auch heute noch sucht mich dieses unangenehme Gefühl, dieses Schuldgefühl hin und wieder in meinen Träumen heim, und damals begleitete es mich den ganzen nächsten Tag.

Angelita blieb im Lager von Argelès. Sie hoffte, Jaime dort wiederzutreffen, ehe sie abreiste, denn am nächsten Tag sollten Karren die werdenden Mütter nach Elne bringen, damit sie dort ihre Kinder zur Welt bringen konnten. Wir wollten Angelita nicht allein lassen. Wer würde sich um sie kümmern? Eine französisch-spanische Krankenschwester erklärte uns, dass Angelita nirgends besser aufgehoben sei als in Elne. Eine Dame aus der Schweiz richte dort einen Ort ein, an dem Frauen und ihre Kinder geschützt seien. Eine Entbindungsstation, ja, aber noch viel mehr als das. Ein Ort des Friedens. Die Krankenschwester konnte gut erzählen. Oder es lag einfach daran, dass man uns ausnahmsweise einmal die Wahrheit sagte und wir es spürten. Sie besänftigte uns mit dem, was sie erzählte, und das machte uns den Abschied ein wenig leichter. Leonor gab Angelita *tío* Pepes Telefonnummer. Denn, wie meine Mutter zu sagen pflegte, man kann nie wissen. Wie sehr sie doch recht hatte ...

2.

Der Schlüssel

Als der Zug in Narbonne hielt, waren meine Schwestern und ich nicht die Einzigen, die auf den Bahnsteig taumelten. Gut ein Viertel der Passagiere stieg aus. Das war tröstlich. Die meisten wichen uns jedoch aus. Sie sahen uns an, als wären wir seltsame Tiere oder Schmarotzer, ich weiß es nicht. Ich kann sie verstehen. Mehr oder weniger. Es macht einem sicher Angst zu erfahren, dass vierhunderttausend hungrige Mäuler bei einem aufkreuzen.

Ich habe noch immer den Klang zweier Sätze im Ohr, die ich nicht auf Anhieb verstand, aber so häufig aus dem Mund der Franzosen hörte, dass es sich mir langfristig einprägte. Manchmal brüllten sie es, manchmal sagten sie es hinter vorgehaltener Hand: »Diese Scheißspanier. So ein stinkendes Dreckspack.« Natürlich hatten wir diese Worte rasch übersetzt, und wir begriffen ebenso schnell, dass das Leben am Meer in Saus und Braus, wie unsere Eltern es uns vorgegaukelt hatten, in weiter Ferne lag.

Aber da gab es schließlich noch unseren *tío* Pepe. *Wenn er wie seine beiden Brüder ist, sagte ich mir, dann haben wir bestimmt viel Spaß zusammen.* Nur dass *tío* Pepe mittlerweile Franzose war, ein mehr oder weniger angesehener noch dazu, und gar nicht daran dachte, seinem Ruf zu schaden, indem er sich mit uns sehen ließ oder, noch schlimmer, uns bei sich aufnahm. Er brachte uns in den Teil der Stadt, der in Narbonne das Romaviertel genannt wurde, du weißt schon, gegenüber vom Kleiderflohmarkt. Vor einem baufälligen Gebäude, dem höchsten der Straße, blieb er stehen und pfiff, und eine Madonna in ihren Vierzigern tauchte an einem der Fenster im fünften Stock auf. *Tío* Pepe musste keinen Ton sagen. Die Frau rief:

»*¡A ver si me queda algo!*«

Ein paar Minuten später war sie wieder da.

»*¡Sube!*«

Als ich den Blick vom Himmel, beziehungsweise vom Fenster, wieder senkte, war *tío* Pepe verschwunden, und zurück blieb nichts als ein kleiner Schlüssel, der auf der Straße glitzerte. Unauffällig hob ich ihn auf, bevor ich meinen Schwestern in das Mietshaus folgte. Ich habe nie erfahren, welches Schloss der Schlüssel öffnete. Oder doch. Er öffnete die Tür zu dem, was mein Leben werden sollte, und er verriegelte das, was es bis zu diesem Tag gewesen war. Wie von selbst wanderte der Schlüssel an die Kette meines Taufmedaillons, und je nachdem, wie eilig ich voranschritt, schlug er dagegen oder schmiegte sich daran an. Wie das Leben es mit mir machte, um mich daran zu erinnern, dass die Ungeduld mein Feind war.

Ay, *Dios*, auf jedem Treppenabsatz fürchtete ich, wir würden durch die Dielen krachen und auf der Vortreppe landen. Um mir Mut zu machen, umklammerte ich mein Medaillon. Das Treppenhaus war der reinste Bienenstock. Die Schritte der Leute, denen wir begegneten, waren jedoch fest, so als könnte nichts und niemand ihnen etwas anhaben. Im Mietshaus hatten alle viel zu tun. »*¡Hola, amores!*«, rief uns eine Stimme zu. Wir warfen uns fragende Blicke zu. Mann? Frau? Wohl ein bisschen von beidem. Die Brüste, die Schminke und die Frisur sahen definitiv nach Frau aus, aber die Hände und die riesigen Füße besagten etwas anderes.

»*¡Hola!* Konntet ihr Spielzeug mitnehmen, als ihr losgefahren seid?« Ein goldiger Blondschoopf lief uns hinterher, erstaunlich zielgerichtet für so ein kleines Ding. *Was glaubst du denn?* dachte ich. *Sind wir etwa ganz bequem in einem feinen Auto vorgefahren mit feinen Lederkoffern darin, in die wir unser feines Leben packen konnten?* Innerlich schimpfte ich auf dieses zierliche Geschöpf, bis ich die Narben in seinem Gesicht, an seinem Hals und auf seinen Armen bemerkte. Später erfuhr ich, dass die Kleine erst sechs war, als sie aus dem Indoktrinierungslager in Alicante floh. Nachdem sie eingefangen und verstümmelt worden war, war es ihr gelungen, aufs Neue zu entkommen. Niemand sollte je erfahren, wie das Mädchen halb nackt und halb tot vor diesem Mietshaus gelandet war.

Auf der vierten Etage ging es anscheinend weniger fleißig zu. Die Tür auf der linken Seite stand sperrangelweit offen, und sechs Väterchen spielten Karten und brüllten sich im Eifer des Spiels an. Auf der rechten Seite, ebenfalls mit weit geöffneter Tür, verließ eine Frau gerade ihren Mann. Oder setzte ihn, besser gesagt, vor die Tür. Es dauerte im Übrigen nicht lange, bis ich begriff, dass Josefa und Arné sich mindestens einmal die Woche trennten, ihre Liebe füreinander aber nach zwölf Stunden größer war als je zuvor. Eine Harmonie wie jede andere.

In der fünften Etage erwartete uns strickend, kaugummikauend und lässig an die Wand gelehnt die schöne Madrina. Sie war wirklich schön. Nicht einfach nur schön. Kraftvoll. Wie meine Mutter. Sie brachte uns in ein Zimmer mit einem Waschbecken, einem breiten und einem schmalen Bett, einem Schreibtisch und zwei Stühlen. Es war zwar schäbig, und man musste wie wild mit dem Fuß pumpen, damit Wasser aus dem Hahn kam, aber das Zimmer war gut fünfzehn Quadratmeter groß, das war komfortabel. Und meine Schwestern und ich sollten ihm letztlich die schönsten Waden des ganzen Viertels verdanken.

»Könnt ihr nähen?«

Wir blieben stumm stehen, aufgereiht wie drei Sardinen in ihrer Büchse. Natürlich konnten wir nähen! Sogar Carmen hatte es schon gelernt. Welche Mutter brachte ihrer Tochter denn nicht die wenigen Grundlagen bei, die sie brauchte, um einen Mann zu finden? *Cocina, costura, limpieza*. Kochen, Nähen, Putzen. Es ist ein bisschen wie die Aussteuer, es gehört zum Mindesten, was man dem Zukünftigen mit seiner Verlobten bietet. Und meine Mutter hatte aus uns drei brave kleine einsatzbereite Soldatinnen gemacht, die sich an jede Situation anpassen konnten.

Madrina fackelte nicht lange: Mit unserer Handarbeit würden wir für Kost und Logis aufkommen. Solange Leonor Vollzeit arbeitete, könnten Carmen und ich lediglich an

den Wochenenden helfen und ansonsten auf die katholische Schule des Viertels gehen, die Einwanderer aus Spanien duldeten. Was das Essen betraf, führte Madrina ein strenges Regiment: Um zwölf und um sieben wurde für die Bewohner des ersten Stocks aufgetischt. Um viertel nach zwölf und viertel nach sieben für die aus dem zweiten und so weiter. Wir aßen jeden Tag in der sechsten Etage um eins zu Mittag und um acht zu Abend. Zuspätkommen wurde nicht geduldet. Immerhin hatten wir im Gegensatz zu unseren Nachbarn von unten mehr als eine auf die Sekunde bemessene Viertelstunde Zeit, um alles herunterzuschlingen und das Geschirr abzuwaschen. Wenn Madrina nicht gleich auftauchte, um abzuräumen, blieben wir am Tisch sitzen und besprachen die Neuigkeiten des Tages, träumten und philosophierten vor uns hin, einfach nur, damit wir nicht über das Wesentliche reden mussten. Die Küche war unsere Entspannungsschleuse. Hier störte uns niemand, während es bei uns im Schlafzimmer vor zehn Uhr abends unmöglich war, zur Ruhe zu kommen. Wegen jeder Kleinigkeit wurde geklopft. Weil wir uns selbst verwalteten, halfen wir uns ständig gegenseitig aus. Zu Anfang war das beruhigend. Zum Ende hin lästig.

Unser Mietshaus hatte es schon in sich, aber die Schule erst, *mi amor* ... Es ist nicht leicht zu erklären, wie man sich als Neuling in einer Schule fühlt, wenn man die Sprache nicht spricht. Es ist, als wäre man betrunken, oder vielleicht eher, als wäre man taubstumm. So stelle ich es mir zumindest vor. Die Sprache blieb nicht lange ein Hindernis, ich glaube, das ging recht schnell, auch wenn wir außerhalb des Unterrichts ausschließlich Spanisch miteinander redeten. Die meisten französischen Kinder hatten von ihren Eltern die Anweisung bekommen, sich von uns fernzuhalten – der Geruch, die Läuse, der Schmutz und was sonst noch alles. Du kannst mir aber glauben, dass wir es mit der Sauberkeit ernst nahmen und niemals Läuse hatten. Läuse mögen keine Haare, die schwarz wie Ebenholz sind und dick wie Seile, das weiß doch jeder.

Meine Schwestern und ich stellten uns gern in einer Reihe auf, um uns gegenseitig die Haare zu kämmen. Leonor tat es bei mir, während ich sie Carmen büstete. Einmal vertraute ich Madrina an, dass ich mich in diesen Augenblicken der gleichzeitigen Zärtlichkeit und Härte, wenn jemand mir über die Haare streicht oder gegen die Knoten darin ankämpft, meiner Mutter wieder nahe fühlte. Am nächsten Tag schloss Madrina sich wie selbstverständlich unserem morgendlichen Ritual an. Als hätte nur noch sie gefehlt, stellte sie sich hinter Leonor, um ihr die Haare zu bürsten. Die Daltons.

Madrina hatte es begriffen. Sie begriff alles. Sie begriff, dass auch Leonor dieses Erlebnis brauchte. Um sich zu erinnern, und um von dieser Erinnerung zu zehren, die durch eine Geste, eine Haltung, eine Berührung zum Leben erweckt wird.

Ich liebte es, Französisch zu sprechen, ich fühlte mich wie neugeboren, wenn ich es übte, jedoch mangelte es an Gelegenheiten. Manchmal erledigte ich die Einkäufe in der Markthalle. Dort war es ein wenig teurer als auf dem Markt, aber die Momente, in denen ich mit einwandfreiem französischem Akzent einen Grenadinensirup bestellte und man mir antwortete, ohne mein Fremdsein zu bemerken, belebten mich wie eine frische Brise. Dann ging ich noch weiter und begann eine Unterhaltung, um herauszufinden, wie lange mein kleines Spiel andauern konnte. Ich fühlte mich so frei. Ich war ihnen ebenbürtig. Ich rief keine Vorurteile mehr hervor und auch keine reflexhafte Ablehnung.

Der Himmel öffnete sich und gab mir die Möglichkeit, mir eine ehrgeizige Zukunft für mich auszumalen.

Doch egal, wie sehr ich mich bemühte, ich war und blieb eine Ausgestoßene aus Spanien, die mit ihren vierhunderttausend Cousins und Cousinen hier aufgekreuzt war, mir konnte nichts Bedeutendes passieren. Ich würde bestenfalls überleben. Aber ich wollte dazugehören. Zu einem Volk, vor dem ich mich nicht schämen musste und das sich für mich nicht schämte.

Es gab da allerdings noch André, einen französischen Jungen in meinem Alter, der sich alles Mögliche ausdachte, um mich zum Lächeln zu bringen. Er wohnte im Haus gegenüber. Er konnte nähen wie ein Gott, was damals bei einem Mann äußerst selten war, und so lungerte er bei uns herum, um den Frauen bei der Arbeit zuzusehen und ihnen zu helfen. Er schob mir französische Zeitungen unter der Tür durch und manchmal auch eine Schleckmuschel, die er vorher sorgfältig mit einer Schleife versehen hatte. Auch wenn es bei uns im Haus Schleifenbänder zuhauf gab. André kam gelaufen, sobald er mich aus dem Fenster rufen hörte, und sprach ausschließlich Französisch mit mir, selbst wenn seine Mutter den Kopf über ihn schüttelte, weil sie seinen Übereifer nicht verstand, er sprach schließlich Spanisch. Ich unterhielt mich gern auf Französisch mit ihm über Spanien. Mein Platz in der Welt wandelte sich. Ich kam nicht mehr aus Nirgendwo. Ich war von hier und von dort. Und für André war es kein Makel, keine Anomalie, dass ich etwas von einer Promenadenmischung hatte.

Ich spielte gern den Clown, um André aufzuheitern, denn er war ein eher ernsthafter Junge. Wenn er sich mal nicht beherrschte, verlieh ihm das viel Charme. Es kam selten vor. Ich hatte ja schon das dringende Bedürfnis danach, die Kontrolle zu behalten, doch die Festung, die André aufgebaut hatte, mauerte ihn geradezu ein. Er beobachtete mehr, als dass er sprach, nie wettete er oder schüttete sein Herz aus. Wenn ich dabei war, schien es, als nähme er sich weniger zusammen. Mir ging das nicht so. Ich mochte ihn, aber ich fand meine Träume für ihn viel zu groß. Das machte jegliche Zweideutigkeit in unserer Freundschaft zunichte, auch wenn seine Wangen jedes Mal rosa anliefen, wenn wir uns zufällig berührten.

Madrina respektierte den Jungen aufgrund seines Arbeitseifers. Und Gott weiß, dass man den brauchte, bevor man von der Wirtin zum Ritter geschlagen wurde. Mit einer Plumpheit, die uns äußerst verlegen machte, scherzte sie darüber, was er ihr zahlen müsse, wenn er sich in ein paar Jahren mit mir davonmachen wollte. Ja, Madrina machte alles zu Geld. Selbst das, was ihr nicht gehörte. Ich folgte ihren Unterhaltungen oft von unserem Schlafzimmerfenster aus. Sie hatte alle möglichen Menschen zu Besuch, Arbeiter, Omas, Jugendliche, Huren, und es endete jedes Mal damit, dass sie versuchte, etwas für sich herauszuschlagen. Sie war nicht zufällig so weit gekommen, sie war ehrgeizig. Wenn man aber ihr Herz anrührte ...

Es dauerte mehrere lange Monate, bis wir ihr beweisen konnten, was für tapfere Helferlein wir waren, und die ersten Zeichen ihrer Liebe und ihres Vertrauens erhielten. Erst nach sehr langer Zeit zog die eiserne Hand ihren Samthandschuh über. Diese Frau war derart widersprüchlich. Sie war soldatisch, rau und hart, schnell, schonungslos. Und doch zeugte jede ihrer Gesten von Respekt, Wohlwollen und dem